

GUY BEDOUELLE · FRIBOURG

VOM WIDERSTAND ZUR ERNEUERUNG

Ordensleben in der Moderne

Ist der Begriff des «Modernen» wirklich so modern? In seiner Untersuchung zur Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert hat Pater Chenu bei den Philosophen und Theologen des Mittelalters zahlreiche Belegstellen für diesen Begriff gefunden; er selber hat Abälard ohne Zögern zum «ersten modernen Menschen» erklärt. Im 14. und 15. Jahrhundert stand die *via moderna* für die Theologie in krassem Gegensatz zur *via antiqua*; während sie aber in den Universitäten gewissermaßen das Bürgerrecht besaß, entwickelte sich gleichzeitig eine *devotio moderna*, die völlig neue Charakteristika aufwies: Es entstand eine Form der Spiritualität, die ihrem Wesen nach nicht-klerikal, nicht-liturgisch und nicht ausdrücklich dogmatisch und trinitarisch war, sondern sich an weltlichen, intim-persönlichen, moralischen und christologischen Zügen orientierte.

Für die Historiker begann die Moderne im 16. Jahrhundert mit dem Erscheinen des Humanismus, der protestantischen Reformation und der katholischen Reform. Tatsächlich handelt es sich dabei wohl eher um eine Zeit des Überganges. Die Persönlichkeit eines Luther, aber auch eines Ignatius von Loyola wiesen Züge auf, welche diese Menschen noch deutlich der mittelalterlichen Mentalität zuzuordnen scheinen; gleichwohl erlaubte ihnen eine geniale Wahrnehmungs- und Beobachtungsgabe, die Moderne nicht nur ahnend vorwegzunehmen, sondern sie in gewissem Sinne sogar selber zu errichten. Erasmus oder Calvin wiederum stehen mit ihrer Epoche auf Anhieb im Einklang, der erste dank seiner hohen Intelligenz und seinem Feingefühl für die Fragen der Zeit, der letztere durch seinen ausgeprägten Sinn für eine schon beinahe kartesianische Klarheit.

Und schließlich gibt es noch diesen kultur- und geisteswissenschaftlichen Begriff, den wir, ebenso ungenau wie häufig, mit dem Wort «Moderne» bezeichnen. Er wird auf den Zeitraum zwischen Aufklärung

Guy Bedouelle OP; Professor für Kirchengeschichte an der Universität Fribourg/Schweiz; Präsident des Dominikanischen Studienzentrums von Saulchoir, Paris; (Gründungs-)Mitglied der französischen COMMUNIO. – Die Übertragung aus dem Französischen besorgte Erika Grün.

und Gegenwart angewandt, wengleich wir darin hin und wieder auch post-moderne Züge zu erkennen vermeinen. Es ist eine Zeit, in welcher die katholische Kirche zwar Verfolgung erlitt, in der sie sich aber auch, und zwar durchaus zugunsten ihrer Gläubigen, an diese Moderne anpassen musste. Sie hat es verstanden, sich dieser Herausforderung in vielen Hinsichten auf eine innovative Weise zu stellen.

Der berühmte Artikel aus dem Syllabus von Pius IX. aus dem Jahre 1864, in welchem die schon quasi zum Dogma erhobene Pflicht der Kirche, «sich mit der modernen Welt auszusöhnen», kategorisch abgelehnt wird, zeugt von diesem Kampf zwischen grundlegenden Prinzipien, der das ganze neunzehnte Jahrhundert, von 1790 bis 1890, durchzieht – von der durch die Französische Revolution erarbeiteten und von Pius VI. vorsichtig verurteilten bürgerlichen Verfassung für die Mitglieder des Klerus bis zu den eher versöhnlichen Akzentsetzungen durch Papst Leo XIII. Diese hundert Jahre werden durch zwei Ereignisse bestimmt, die vor allem durch die Aufmerksamkeit und den Widerhall, den sie erregten, von entscheidender Wirkung waren. Es handelt sich dabei um zwei Texte des Magisteriums. Da ist zum einen die Enzyklika *Mirari vos* von 1834; sie verurteilt die von der Zeitschrift «L’Avenir» in Umlauf gebrachten Ideen, oder genau genommen, die Ideen Lamennais’, und unternimmt damit genau wie die Modernen selbst den Versuch, die Grundlagen der Souveränität und der Hierarchie zu verändern. Zum andern ist es der Syllabus von 1864, der, so sieht es die «moderne» öffentliche Meinung, auf dem Konzil von 1870 durch das Dogma der Unfehlbarkeit seine feierliche Ratifizierung erlebt, obwohl er in Wirklichkeit wohl nicht viel mehr als einen Sieg über den Gallikanismus oder die Politik Josefs II. bedeutete.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts führt die doktrinäre Erstarrung, oder vielmehr die vorsichtige Beibehaltung des intellektuellen Status quo, die den Kampf gegen die Moderne kennzeichnet, zu einer Verlagerung des Kampfplatzes von dem Gebiet der politischen Philosophie auf das Gebiet des Dogmas und der Geschichte. Angeblich als Erfindung des Dominikaners Albert Weiss, dieses Vorkämpfers der katholischen Apologetik an der neu gegründeten Universität von Fribourg in der Schweiz, bedeutet das Wort «Moderne» schon an sich eine Denunziation. Eine Generation später, im Jahre 1922, schreibt Jacques Maritain, ganz auf der Linie seines Gönners Léon Bloy, seinen Aufsatz «Antimoderne». Er bringt damit den wahren, nämlich strukturellen Antagonismus zwischen dem modernen Denken einerseits und der kirchlichen Lehre, mitsamt der christlichen Praxis andererseits, zum Ausdruck.

Diese Spannung zwischen Kirche und Moderne manifestiert sich im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte besonders deutlich im religiösen Leben der Orden und Kongregationen, seien ihre Mitglieder nun männlichen

oder weiblichen Geschlechts. Nun lehnt modernes Denken das Ordensleben zwar eindeutig ab, doch kann ein solches Leben sehr wohl als ein Instrument für die fein differenzierende, vielförmige Reaktion der Kirche erscheinen, deren Erfindungsreichtum und Erneuerungskraft in der Großzügigkeit des Christenvolkes wurzeln. Das ist zumindest die These des vorliegenden Aufsatzes, der also eine Position jenseits des Dilemmas «Widerstand oder Unterwerfung» der Kirche gegenüber den Überzeugungen, Werten und Hoffnungen der Moderne bezieht, ja sogar jenseits des vom Zweiten Vatikanischen Konzil angeregten Dialoges mit der Welt. Das Ordensleben, das seine Wurzeln in der frühesten Geschichte der Kirche hat, ist von so fundamentaler Bedeutung für deren Existenz, dass es durchaus dazu dienen kann, die komplexen Beziehungen zwischen Kirche und Modernität zu entschlüsseln.

Die Vorgeschichte

Ohne übertreiben zu wollen, ist vielleicht die Feststellung nicht unnützlich, dass die Theologen des 13. Jahrhunderts die Anerkennung der Bettelorden seitens der Kirche wie auch all das, was diese Anerkennung an Neuem, oder wie wir heute wohl sagen würden, an Modernem, ja Revolutionärem mit sich brachte, mit großem Interesse und Feingefühl betrachteten. Sie erkannten sehr wohl, dass sich unter der monastischen oder kanonischen Form (Kutte, Kloster, gemeinschaftliches Leben, Einbeziehung der Öffentlichkeit in die Stundenliturgie) eine ganz andere Art des geweihten religiösen Lebens verbarg, das nun auf die *stabilitas loci* völlig verzichtete. Im Gegenteil, das erklärte Ziel dieser neuen apostolischen Orden war es, zu wandern, auf die Welt zuzugehen, um ihr das Evangelium zu predigen. Das Kloster war nicht mehr dazu da, um für immer in ihm zu verweilen, sondern um zu ihm als einem Ort der Frömmigkeit zurückzukehren, bevor man zu neuen Wanderschaften aufbrach.

Dieser offenkundige Bruch mit dem Mönchsleben, mit welchem Okzident und Orient ja nun schon seit einem Jahrtausend vertraut gewesen waren, wurde von vielen als ein Skandalon empfunden. War dies doch nicht mehr das Leben nach der Regel des Heiligen Benedikt (wie es die Benediktiner oder die Zisterzienser praktizierten) oder nach den Vorgaben der Kartäuserklöster, sondern ein ganz neues Modell, das sich in seinem Selbstverständnis zwar weiterhin auf die Nachfolge der Apostel berief, zugleich aber eine Anpassung an die pastoralen Bedürfnisse einer im Wandel begriffenen Gesellschaft darstellte. Auch waren die Theologen der Universitäten von Paris und Oxford, die ja säkuläre Priester waren, in ihrem Protest gegen die Bettelorden zunächst noch von blankem Neid und dem Widerstand gegen eine Konkurrenz oder gar eine neue Kirchenlehre be-

seelt, doch bald wichen diese Gefühle dem Staunen darüber, dass hier eine ganz andere Form des geweihten Lebens Anerkennung fand, eine Form, der mehr an den Bedürfnissen der christlichen Gesellschaft *ad extra*, als an der persönlichen Heiligung gelegen war. Natürlich ließ auch die Lebensweise mancher Kanoniker, zum Beispiel jener von Prémontré, Saint-Maurice d'Agaune oder Grand Saint-Bernard, gewisse Mischformen zu, doch diese besaßen lediglich lokale Bedeutung und hatten nichts mit den Universitäten zu tun.

Zu einem zweiten Zusammenstoß kam es zur Zeit der Reformation. Man hat Erasmus und Rabelais, die ja selbst auch aus dem Ordensleben kamen, die sarkastischen Angriffe gegen die Mönche und die Frommen lange Zeit sehr übel genommen. Wohl wissend, dass Bosheit und Ironie besser ankommen würden als alle Lobreden auf diejenigen ihrer Freunde, die ein frommes Leben im Kloster führten, mussten sie sich vorwerfen lassen, sie hätten das Ideal des Ordenslebens kompromittiert, indem sie vereinzelte Fälle von Missbrauch und kleineren Vergehen offenlegten. Luther, der die gleiche kritische Linie verfolgte, untermauerte seine Kritik, indem er selbst den frommen Gelübden jegliche Legitimität absprach, da sie seiner Meinung nach dem Evangelium zuwider liefen. Im 16. Jahrhundert gab es zahlreiche protestantische Reformatoren, die ehemals fromme Katholiken gewesen waren, nicht besser und nicht schlechter als die anderen. Und dennoch kamen die beiden schwerwiegendsten Vorwürfe, die das Zeitalter der Moderne dereinst gegen das Ordensleben erheben sollte, nämlich seine Unwissenheit und seine Habsucht, gerade aus den Reihen dieser humanistischen Kritiker, und es ist durchaus nicht sicher, dass diese Vorurteile heute völlig verschwunden sind.

Um unsere Untersuchung auf die Kämpfe und Reaktionen zu beschränken, die in den Jahrhunderten zwischen Aufklärung und Gegenwart stattgefunden haben, unterteilen wir diesen Zeitraum in vier unterschiedliche Phasen (es handelt sich um eine Periodisierung im weiteren Sinne des Wortes). Zwischen 1760 und 1830 lässt sich beinahe überall das Aufkommen von aufklärerischen Vorurteilen gegenüber dem Ordensleben beobachten, die zahlreiche Ordensbrüder und -schwestern zum Martyrium führten, sie zumindest aber zu einem Leben in der Verborgenheit oder zur völligen Aufgabe dieser Lebensweise zwangen. Von 1830 bis 1870 werden die alten Orden wiederhergestellt, und neue Kongregationen erleben einen Aufschwung in einer Gesellschaft, die ihnen gegenüber zwar weiterhin zurückhaltend bleibt, aber einen Katholizismus praktiziert, der ihnen später einmal zum Vorteil gereichen wird. Zwischen 1870 und 1960 nimmt die Verfolgung wieder schärfere Formen an; ist sie auch, abgesehen von den Ländern mit kommunistischem Regime nach 1917, nicht unbedingt lebensgefährlich, so haben Ordensleute doch unter Verachtung und Misstrauen zu leiden.

Nach dem Ersten Weltkrieg erfährt das Ordensleben in Westeuropa eine Wiederbelebung. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sieht es sich immer wieder vor neue Herausforderungen gestellt, deren Lösung in einer unchristlich gewordenen Welt nun von neuen Formen geweihten Lebens in Angriff genommen wird.

1760-1830: Die Ablehnung durch die Moderne

Der Antimonarchismus der Aufklärung, der in den katholischen Monarchien des 18. Jahrhunderts zu beobachten ist, wird durch die Französische Revolution radikalisiert (Napoleon bildet da kaum eine Ausnahme) und nach 1815 auch von den Regierungen der Restauration weiter aufrechterhalten, allerdings nicht ohne einige Zugeständnisse, die für die Pflege der doch recht nützlichen Beziehungen zur Kirche erforderlich sind.

Welches sind nun die Vorwürfe, die seitens der Aufklärung gegen das Ordensleben erhoben werden? Anders als bei Luther sind sie nicht hauptsächlich theologischer Natur, obwohl die Revolution es wie Luther wagt, die heiligen Gelübde abzuschaffen, wenn auch im Namen der Freiheit des Individuums. Diese Vorwürfe sind in erster Linie sozial bedingt. Das kontemplative Klosterleben, das ganz auf das Gebet und die Feier der Liturgie ausgerichtet ist, wird als unnütz, ja sogar als für den sozialen Fortschritt schädlich empfunden. Die Kirchenpolitik Kaiser Josefs II. duldet Klöster nur unter der Bedingung, dass sie sich entweder dem Unterricht oder der Krankenpflege widmen, oder besser noch, dem Dienst an der Pfarrgemeinde, der als einziger in der Lage ist, das moralische Verhalten der Bevölkerung auf einem ausreichend hohen Niveau zu halten, im Grunde also eine soziale Kontrolle der Sitten zu gewährleisten. Doch gerade von dieser Auffassung der Kirche als Sittenwächterin wollte sich das Ordensleben befreien, obwohl es ja gegen Ende des *Ancien Régime* sowohl in der Rekrutierung der Novizen als auch in der Einhaltung der Ordensregeln zahlreiche Mängel gab. Allerdings hat die Politik Josefs II. zur gleichen Zeit den deutschsprachigen Gebieten eine Weltgeistlichkeit von hoher Qualität beschert.

Neben dem sozialen wurde, zweitens, auch ein ökonomisches Argument vorgebracht. Durch den Brauch von Land- und Geldspenden hatten die Klöster riesige Besitztümer akkumuliert, deren Produktivität jedoch den Erfordernissen bei weitem nicht genügte. Den Theoretikern zufolge war es viel besser, sie in dem Maße, wie sie den Klöstern vermacht worden waren, wieder dem Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens zuzuführen.

Die Französische Revolution fügte dem eine weitere Beschwernis hinzu, die der ihr eigenen Ideologie entsprach. Sie verurteilte die religiösen Orden, indem sie diese in ihre starre Ablehnung von jeglicher Art organisch gewachsener Gesellschaften miteinbezog, in welchen es zwischen dem ein-

zelenen Bürger und Eigentümer einerseits und der Nation andererseits noch zwischengeschaltete Körperschaften gab, was ziemlich genau den Sachverhalt zur Zeit des *Ancien Régime* beschrieb, beruhte dieses doch auf einer endlosen Reihe von Einzelrechten, Pflichten und Privilegien. Die religiösen Orden mussten daher das Los anderer solcher Institutionen wie zum Beispiel der Zünfte teilen, also ausgeschaltet werden, um sich nicht zwischen Kirche und Gläubige stellen zu können.

Vom Standpunkt der politischen Realität sollte man diesen Machtkampf keinesfalls unterschätzen. Einige religiöse Orden waren der aufsteigenden Klasse einfach zu mächtig geworden. Allen voran musste daher der Jesuitenorden bekämpft werden. In den Augen der spanischen und insbesondere der portugiesischen Regierung stellten die Jesuiten mit ihrer Quasi-Souveränität über die Indio-Gebiete in Paraguay nicht bloß eine politische, sondern durch ihre Vorrangstellung im Unterrichtswesen auch eine ideologische Macht dar und waren dank ihrer Schifffahrtsgesellschaften, von welchen einige eine sehr unglückliche Entwicklung nahmen, auch ein durchaus ernstzunehmender wirtschaftlicher Faktor. Der Krieg gegen sie begann mit der Ausweisung der Jesuiten aus den katholischen Königreichen, der dann im Jahre 1773 nach zahlreichen Intrigen und heimlichem Druck das Verbot der Gesellschaft Jesu folgte. Mit dieser letzteren Maßnahme ging eine ganze Ära zu Ende, nämlich die der Katholischen (Gegen-)Reform, der die Jesuiten nicht nur mit glühendem Eifer gedient hatten, sondern deren Nutznießer sie auch waren.

Sowohl die von Josef II. ergriffenen Maßnahmen gegen die österreichischen Klöster als auch die Kommission der Ordensgeistlichen in Frankreich zielten darauf hin, die Klöster zu rationalisieren und ihren Nutzen für die Gesellschaft zu erhöhen. Die Französische Revolution verbot die feierlichen Gelübde und löste diejenigen Klöster oder Kongregationen auf, in welchen diese abgelegt wurden (Februar 1790), um dann, am 18. August 1792, alle sogenannten «religiösen Körperschaften» aufzuheben. Dem Verbot folgten Plünderungen, Kerker, das Leben in der Verborgenheit und gelegentlich sogar die Todesstrafe, deren berühmtestes Beispiel wohl die Hinrichtung der Karmelitinnen von Compiègne im Juli 1794 war.

Durchaus bemerkenswert ist, dass das gegen Ende 1801 zwischen Napoleon und Papst Pius VII. unterzeichnete Konkordat zur Wiederherstellung des religiösen Friedens in Frankreich die religiösen Gemeinschaften mit keinem Worte erwähnt, von denen Napoleon ausschließlich diejenigen von ihnen duldete, die seinen politischen Zwecken zu dienen vermochten: die Sulpizianer, die einen dem Geiste des Konkordats entsprechenden Klerus zu bilden bestimmt waren, die Brüder der christlichen Schulen, deren Aufgabe die Erziehung der Knaben war, die Zisterzienser vom Mont-Cenis oder die Schwestern vom Saint-Bernard, welchen

es oblag, die Reisenden oder die militärischen Truppen zu empfangen, sowie einige Kongregationen, die missionarische Aufgaben hatten.

Natürlich entstehen im Untergrund sehr bald von neuem Schwesterngemeinden; und natürlich organisieren sich Priester oder auch Ordensbrüder, um im Verborgenen bessere Tage abzuwarten. Doch die Zeit unmittelbar vor und nach der Revolution wird für lange Zeit ein ganz bestimmtes Bild des Ordenslebens prägen. Die Regierungen sehen in den Ordensleuten Gruppen, die besonderer Kontrolle bedürfen, die vorsichtshalber verboten gehören oder zumindest einer speziellen Gesetzgebung unterliegen sollten. Über dieses Thema kommt es zu einem sich über Jahre hinziehenden Streit zwischen der Kirche und einer öffentlichen Meinung, die davon überzeugt ist, dass Ordensgemeinschaften lediglich ein Überbleibsel des *Ancien Régime* seien und dass diejenigen, die die Revolution überdauert oder eine Neugründung erlebt hätten (wie zum Beispiel die Gesellschaft Jesu im Jahre 1814) nicht viel mehr als Zeugen einer vor-moderne Gesellschaft seien.

1830-1870: Eine Alternative zur Moderne

Wie neuere Untersuchungen zum Anti-Jesuitismus des 19. Jahrhunderts deutlich belegen, steht die Gesellschaft Jesu während dieser Zeit im Zentrum zahlreicher Streitgespräche und Kämpfe. Die Präsenz und das Wirken der Jesuiten in Luzern z.B. führt im Jahre 1847 zu einem Religionskrieg zwischen den protestantischen, von moderner Urbanität geprägten Kantonen und ländlich-katholischen Kantonen, die sich in einem Sonderbund zusammengeschlossen haben. Es gibt (wenn auch geringfügige) militärische Konsequenzen, und die katholische Niederlage im Krieg gegen den Sonderbund führt bei den Schweizer Katholiken, die als Feinde jeglicher Modernität gelten, zu einem Minderwertigkeitsgefühl, das ihnen für lange Zeit zu schaffen machen wird.

Und dennoch gelingt es den Orden im Laufe des 19. Jahrhunderts, sich neu zu gründen oder ihre Position zu stärken. In Frankreich, Belgien und Deutschland verleihen die Benediktiner der klösterlichen Liturgie, dem Gregorianischen Gesang und der Gelehrsamkeit neues Leben. Dabei spielte der Zauber eines idealisierten Mittelalters, das als Symbol für all jene Werte steht, welche die Moderne zu verneinen scheint, eine wichtige Rolle. Auch die Bettelorden tauchen wieder auf, doch die Abhandlung *Lacordaires*, der den Dominikanerorden neu gründet, versetzt in Erstaunen, weil die Dominikaner darin als mit einem besonderen Verständnis für die moderne Gesellschaft ausgestattet erscheinen und weil er sich nicht scheut, die Inquisition anzugreifen, wohl wissend, dass sie eine jener Institutionen ist, die dem modernen Bewusstsein als inakzeptabel gelten. Er steht damit in

Opposition zu all jenen, die glauben, die Rückkehr der Ordensgemeinschaften sei ein Gegenmittel oder eine Alternative zu den von der Französischen Revolution lancierten modernen Ideen. Zur gleichen Zeit ist der Gedanke des Opfers und der Wiedergutmachung der Sünden der Revolution besonders bei den Ordensschwestern allgegenwärtig.

Nun bedeutet das Aufblühen der Ordensgemeinschaften im 19. Jahrhundert tatsächlich eine Alternative, allerdings in dem ganz anderen, positiven Sinne einer neuen Herausforderung. Diese Gemeinschaften werden sich unter ganz unterschiedlichen Formen in allen Ländern vermehren, um den so vielfältigen Bedürfnissen einer im Wandel begriffenen Gesellschaft zu begegnen. Die industrielle Revolution und die durch sie bedingte Abwanderung in die Städte erzeugt so viel Elend, dass die Ordensbrüder und -schwestern sich bald vor die immer dringlichere Aufgabe gestellt sehen, den neuen Industriearbeitern das zu ersetzen, was das Land ihnen vorher zumindest teilweise geboten hatte. Einrichtungen für die Notfallmedizin, Krankenhäuser und Asyle aller Art werden nun meist von den weiblichen Gemeinschaften in Angriff genommen, und wie Don Bosco im Jahre 1854 richtig erkennt, wird der Grundschul- und weiterführende Unterricht eine dringende Notwendigkeit, der er mit der Einrichtung des Salesianerordens zu begegnen versucht. Doch eine Industriegesellschaft hat mit neuen Problemen zu kämpfen. Ein Schüler Lacordaires, Pater Lataste, «erfindet» gewissermaßen im Jahre 1866 die Lebensform der Dominikanerinnen von Bethanien, die es sich zur Aufgabe machen, weibliche Gefangene zu besuchen und ihnen nach der Entlassung bei ihrer Rehabilitation behilflich zu sein. Auch einem besonders charakteristischen Phänomen der modernen Gesellschaft, der Presse nämlich, stellt man sich jetzt: Gegen Ende des Jahrhunderts wird von einigen spezialisierten Kongregationen eine katholische Presse gegründet.

Während die großen Romanciers und die berühmten Historiker der Zeit die Kirche wegen der angeblichen Knechtung der Frau, der Frustration des Zölibats und der Keuschheit verurteilen, werden zahllose Wohltaten erwiesen, Initiativen ergriffen oder Projekte entwickelt, die vielleicht den Stempel des Frömmertums tragen, der dieser Zeit manchmal anhaftet, zugleich aber einen erstaunlichen Ideenreichtum und praktischen Sinn bezeugen, ganz so, als werde die Kirche niemals darauf verzichten, sich in die verlassensten und schwierigsten Bezirke der modernen Gesellschaft vorzuwagen. Sie tut dies zwar in der herkömmlichen Form des Ordenslebens, aber mit viel Gespür für die Anpassung an neue Situationen.

1870-1960: Die Konfrontation mit der Moderne

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schmückt sich die moderne Gesellschaft mit dem Ideal der Wissenschaft, und wie nie zuvor kämpft sie gegen Un-

wissenheit und Aberglauben, die, nach der Meinung der heftigsten Gegner der Kirche, das Erbe der Ordensgemeinschaften sind. Im Namen der modernen Kultur wird der Kulturkampf in den unterschiedlichsten Formen geführt. Und wieder werden die Jesuiten, deren Organe (*La Civiltà cattolica*) und – vor allem deutschsprachige – Theologen als die «Drahtzieher» des Sieges der «Mehrheit» des I. Vatikanums zur bevorzugten Zielscheibe der Angriffe. Die Schweizer Verfassung von 1874 enthält eine Reihe von «Ausnahme»artikeln, welche direkt auf die Jesuiten zielen und auf dem gesamten eidgenössischen Gebiet die Gründung von neuen Klöstern verbieten. In Deutschland wird die Gesellschaft Jesu im Jahre 1872 verboten, und in Preußen werden 1875 alle nicht mit der Krankenpflege befassten Orden aufgelöst.

Nach den tragischen Ereignissen der Pariser Kommune von 1871, während derer Priester und Ordensleute standesrechtlich erschossen worden waren, und nachdem die Parteien der republikanischen Linken ihre Macht im Jahre 1879 gefestigt hatten, wurde in Frankreich der Kampf gegen die Kongregationen in mehreren Etappen geführt. Sein Schwerpunkt lag vor allem auf dem Gebiet des Schulwesens. Die republikanische Moderne duldet keine Klosterschulen, da diese angeblich ihren eigenen Werten diametral entgegenstehen würden. Im März 1880 wird die Gesellschaft Jesu in Frankreich aufgelöst, und die Ordensgemeinschaften, die bis dahin geduldet worden waren, müssen sich nun um ihre Autorisation bemühen. Zwar leisten viele Widerstand, doch die Ordensleute, die mit Gewalt ausgewiesen werden, gehen entweder ins Exil oder schließen sich zu ganz kleinen Gruppen zusammen. Aus innerpolitischen Gründen wird jedoch ebenso schnell wie diskret zum Rückzug geblasen.

Doch unglücklicherweise wird diese Diskretion nicht von allen Beteiligten geübt. So ergreifen Angehörige des Ordens der Assumptionisten aus dem Umfeld der Zeitschrift *La Croix* ganz offen Partei gegen den des Hochverrats angeklagten Hauptmann Dreyfus und ziehen die Mehrheit der französischen Katholiken in eine «Affäre», in welcher der Antisemitismus eine ganz wesentliche Rolle spielt. Ihr voreingenommenes Eingreifen führt im März 1900 zur Auflösung dieser religiösen Institution in Frankreich und bereitet den Weg für eine groß angelegte Offensive gegen die Ordensgemeinschaften. Der Angriff erfolgt 1901 in einer höchst beleidigenden Form, nämlich mittels eines der liberalsten Vereinsbildungsgesetze in ganz Europa, von welchem sie ganz gezielt und auf die sorgfältigste Weise ausgeschlossen werden. Die Dinge spitzen sich zu und die Regierung Combe ordnet ihre Ausweisung an, die dann auch ab dem Sommer 1902 vollzogen wird. Absoluten Symbolwert erhält das militärische Vorgehen gegen die Kartäuser, die wegen ihres berühmten Likörs als «handeltreibender Orden» gelten. Sie werden unter dem Hohngelächter zahlreicher Katholiken ver-

trieben. Die Angriffe werden dramatisch, und es beginnt sich ein Bürgerkrieg zwischen den beiden Lagern abzuzeichnen. 1905 wird in Frankreich die Trennung von Kirche und Staat vollzogen. Im darauf folgenden Jahr werden die Karmelitinnen von Compiègne von Papst Pius X. seliggesprochen. Es ist dies eine hoch symbolische Geste.

Doch die antiklerikalen Maßnahmen, die in ganz Europa ergriffen werden, vermögen die Ordensleute nicht aufzuhalten, im Gegenteil, sie machen ihnen Mut für die Missionsarbeit in fernen Ländern. In dieser Zeit der Kolonisierung stellen sich die missionierenden Orden, deren Liebestaten von den europäischen Staaten so verachtet werden, voll und ganz in den Dienst der Verkündigung des Evangeliums in Asien und Afrika. Zwar spielt die Frage der Nationalität in manchen Gegenden, zum Beispiel in Belgisch-Kongo oder in den französischen Kolonien, eine gewisse Rolle; doch für die Ordensleute ist die Loyalität gegenüber den – manchmal sogar antiklerikal eingestellten – Regierungen überhaupt kein Problem.

Unter den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts wird die Kirche insgesamt verfolgt; das Ordensleben ist nun, weil leichter verwundbar, lediglich ein leichter identifizierbares Ziel. Dies gilt in der Sowjetunion für die orthodoxen Klöster ebenso wie im nationalsozialistischen Deutschland oder in der Spanischen Republik, die sich an der Priesterverfolgung beteiligt, und später, nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Vasallenstaaten der Sowjetunion, insbesondere in Ungarn und in der Tschechoslowakei.

Zur gleichen Zeit passt sich das Ordensleben in den westeuropäischen Ländern an die dringenden Probleme der entstehenden modernen Nachkriegsgesellschaft an. Die Teilhabe an Elend und Armut, das Sich-Einbringen in die am meisten benachteiligten Schichten der Gesellschaft wird zum vorrangigen Anliegen der Brüder und Schwestern, ganz besonders jener, die aus dem Umfeld Pater Charles de Foucaulds kommen oder jener, die als Arbeiter in der Welt der Arbeiter wirken. Für Pius XII. ist die Gefahr der marxistischen Beeinflussung so groß, dass er äußerst strenge Bedingungen stellt; andererseits gilt das Leben in der Gemeinschaft als ein wichtiges Schutzelement.

In der jüngsten Vergangenheit dringt das Elend der Dritten Welt in das Bewusstsein des Westens. Mutter Teresa gründet 1950 in Kalkutta den Orden der Missionarinnen der Nächstenliebe und 1963 den männlichen Zweig dazu. Auf diese Weise kommt das Ordensleben in enge Berührung mit der modernen Welt, deren Mängel es offenlegt und, häufiger noch, zu heilen versucht.

Ebenso stellen die zahlreichen Säkularinstitute («Weltgemeinschaften» aus geweihten Laien und Priestern), die besonders in den 50er Jahren aufblühen, eine Möglichkeit dar, das Lebensmodell der Ordensgemeinschaften auszuweiten auf die ganz reale Situation in der Arbeitswelt oder in

weltlichen, säkularisierten Bereichen. Und schließlich entsteht zu Ostern 1949 aus einer während des Zweiten Weltkriegs gemachten Erfahrung heraus die Bruderschaft von Taizé, eine ökumenisch orientierte evangelische Gemeinschaft, die dem Ordensleben für Generationen neue und besonders anziehende Züge verleiht. Sie zeigt auf beispielhafte Weise, wie das Ordensleben sich an der Realität der Kirchen zu orientieren vermag.

1960-2000: Die zwiespältige Versöhnung mit der Moderne

Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich ausdrücklich mit den Problemen des Ordenslebens beschäftigt. Durch das Dekret *Perfectae caritatis* empfiehlt es allen Ordensgemeinschaften, sich der Rückkehr zu den Quellen, allen voran dem Neuen Testament, aber auch ihrem eigenen Ursprung zu widmen und ihre Verfassungen entsprechend zu erneuern. Die weitaus meisten haben sich dieser Aufgabe auch mit viel Mut und Loyalität gestellt, doch mussten sie das zu einem Zeitpunkt tun, in welchem die religiösen Institutionen die größte Krise seit der Säkularisation und der protestantischen Reformation erleben. Diese Grundstimmung der 70er Jahre musste zu einer schweren Identitätskrise führen, die besonders die neuesten Kongregationen ergriff, also jene, die seit dem 19. Jahrhundert als Reaktion auf die Herausforderungen der Moderne entstanden waren.

In Europa wird in diesen Brüder-, vor allem aber in den Schwesterngemeinschaften das klassische Modell häufig durch eine Säkularisierung des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebensstils erschüttert. Es ist, als habe man sich dieser Aussöhnung mit der modernen Welt, welche das Zweite Vatikanische Konzil kennzeichnet, nur sehr oberflächlich gestellt. Bei abnehmenden Bevölkerungszahlen, deren direkte Folge eine immer geringere Anzahl potentieller Berufungen und deren indirekte Folge auch eine Abwendung der Familien vom Christentum war, sind die Kongregationen oft überaltert und deshalb für den Nachwuchs nur wenig attraktiv geworden. Allerdings ist die geographische Achse gewissermaßen lediglich verlegt, und nicht selten rekrutiert die eine oder andere Ordensgemeinschaft immer mehr Mitglieder aus außereuropäischen Staaten, oder es kommen ihre Oberen aus Kolumbien, Brasilien oder Korea... Damit stellen sie die Katholizität der Kirche unter Beweis. Auch dürfen wir nicht die hohe Anziehungskraft vergessen, derer sich das Ordensleben in den Ländern erfreut, die ehemals einer brutalen, heute aber eher schleichenden Verfolgung ausgesetzt waren bzw. sind. So erfolgten 1989 in Polen viele Aufnahmen in die verschiedenen Ordensgemeinschaften, und in Vietnam ist das auch bis heute so geblieben.

Aber schon sehr bald nach dem Konzil entstand eine Tendenz hin zu den ganz einfachen, quasi unabänderlichen Formen des Ordenslebens, die

auf die eine oder andere Weise die Anforderungen der Moderne mit ihren Herausforderungen verknüpfen. Teils aus dem Bedürfnis sie zu ignorieren, teils um sich ihnen zu stellen, haben diese Gemeinschaften die traditionelle Form der Abkehrung von der Welt gewählt. So erfreut sich das Eremitentum einer Beliebtheit wie noch nie; es wird entweder in aller Einsamkeit oder in Gemeinschaft mit anderen ausgeübt. Nicht zu unterschätzen ist auch das Wiederauftreten schon verschwundener Formen des geweihten Lebens, erloschener Zweige oder längst vergessener Traditionen, die ein religiöser Enthusiasmus wieder ins Leben ruft, zu einer Zeit, da die klassischen oder auch neueren Ordensgemeinden eigentlich ausgedient zu haben schienen.

Andererseits hat auch die charismatische Bewegung neue Gemeinschaften hervorgebracht, die sowohl Einzelne als auch Familien umfassen. Dies bedeutet eine ganz neue Realität für den Katholizismus. Zeit und Erfahrung haben uns gelehrt, zu unterscheiden zwischen solchen Mitgliedern, die durch das Einhalten der drei traditionellen Gelübde ein wahrhaft gottgeweihtes Leben führen, und Mitgliedern anderer Art. Die in den Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil entstandenen Laienbewegungen belegen die hohe Wertschätzung des Laientums seitens des Konzils, das sie gerade dafür besonders befähigt sah, der modernen Gesellschaft christlich zu begegnen; auch innerhalb dieser Bewegungen gibt es inzwischen Zweige, die sich entweder dem Priestertum oder dem Ordensleben widmen.

Diese neuen Gemeinschaften treten nun an die Stelle der althergebrachten, und zwar manchmal wortwörtlich, indem sie sich in deren Räumlichkeiten niederlassen, um sie zu erhalten oder um den Übergang zu verwalten. Es ist wohl noch zu früh zu beurteilen, wie lebensfähig diese neuen Gemeinschaften sind, in welchem Maße sie alle möglichen Proben zu bestehen vermögen oder ob sie in der Lage sind, das richtige Maß an Widerstand gegen die Moderne mit dem Ideenreichtum und der Erfindungsgabe zu verbinden, die unabdingbar sind, wenn sie sich den Herausforderungen, die das Grundmuster der letzten beiden Jahrhunderte sind, überhaupt stellen wollen.

Kontinuität und Offenheit

Manch einem mag es scheinen, dass die jüngsten Erfahrungen auf eine Rückkehr zur ältesten und wahrhaftigsten Form des Ordenslebens, nämlich dem Leben im Kloster, weisen, in welchem eine Gemeinschaft durch ihr Gebet für die Welt bestätigt, dass sich ihre Werte radikal von jenen unterscheiden, welche die Moderne so hoch hält. Wir haben gesehen, daß die moderne Gesellschaft sich an anderen Kriterien orientiert, als das Evangelium sie predigt, und dass sie sich dessen seit langem bewusst ist. Von daher gesehen gibt es eine gewisse Kontinuität in der leisen, aber standhaften

Ablehnung bestimmter moderner Werte, die nicht wirklich dem Evangelium entsprechen. Ohne dieses Element der Auswahl, der Unterscheidung, und manchmal eben auch der Ablehnung gibt es kein Ordensleben. Ausöhnung mit der Moderne bedeutet keineswegs das Einverständnis mit allem, was sie ausmacht. In der einen oder anderen Form muss es immer auch die Dimension des «Rückzugs in die Wüste» geben, die in der Krise nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil irgendwie abhanden gekommen war.

Andererseits könnte die hier nachgezeichnete Geschichte natürlich auch beweisen, dass wir die Forderungen, welche die Moderne erhebt, nicht ignorieren dürfen, sondern viel mehr sie analysieren, sie vor dem Hintergrund des Evangeliums durchdenken müssen. Die unglaubliche Vielfalt an Antworten und Lösungen, die uns das Ordensleben seit der Aufklärung geboten hat, kann nicht untergehen, und der Geist, der sie inspiriert hat, um mit ihrer Hilfe die Kirche an die echten, wenn auch vielleicht manchmal nur dumpf empfundenen Nöte unserer vielgestaltigen, komplexen und so zerbrechlichen modernen Gesellschaft heranzuführen, kann nicht ausgelöscht werden.

Betrachten wir noch einen ähnlich gelagerten Fall: Im Laufe der Geschichte hat die katholische Kirche gegenüber der Kunst als Förderin des Glaubens immer eine bewegliche Haltung bezogen. Wenn sie auch eine sakrale Kunst gefördert hat, wie sie in den ersten fünfzehnhundert Jahren entstanden und weiterentwickelt worden ist, und wenn sie auch weiterhin die Notwendigkeit der Bewahrung der Tradition und des Ideals dieser Kunst verteidigt, so hat sie sich doch immer (wenn auch manchmal mit nur geringem Erfolg) darum bemüht, den Wandel der Ästhetik zu verstehen und nachzuvollziehen, bis hin zu jener Kunst, die als «modern» bezeichnet wird. Anders als die Kirchen des Ostens war sie niemals bereit, die Spontaneität und den Erfindungsreichtum des künstlerischen Schaffens einem einzigen Modell der sakralen Kunst zu opfern, so sehr sich dieses Modell auch bewährt hat.

Unsere historische Skizze ermutigt uns zu glauben, dass das gleiche auch für die Kunst, das Evangelium zu leben, Gültigkeit besitzt, diese Kunst, der das Ordensleben über Jahrhunderte hindurch immer wieder Ausdruck verliehen hat, indem es das Bleibende und die Schönheit des Modells der ersten Jahrhunderte mit den Antworten auf die Herausforderungen verbunden hat, die eine immer noch des Evangeliums bedürftige Welt unablässig aufwirft.